Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 128. Bromberg, den 8. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich fürchte, Ihnen unfreundlich zu erscheinen", sagte sie. „Und ich sollte Ihnen doch sehr dankbar sein."

Er schüttelte den Kopf. „Nein!" antwortete er. „Ich werde immer Ihr Schuldner sein. Ich hätte standhafter sein sollen, als ich damals Ihren Bruder zu Sinclair schickte, um mit ihm zu verhandeln. Es war ein verzweifeltes Unternehmen, und ich hätte bedenken sollen, daß Ihr Bruder in die Gefahr kommen könnte, Gewalt anzuwenden. Mir hat er nichts bedeutet und ich nahm ihn beim Wort. Wenn er mir das Papier gebracht hätte, das ich haben wollte, so hätte ich ihm keine weiteren Fragen gestellt und er wäre ein reicher Mann gewesen. Ich fühle mich in gewisser Beziehung für seine und Ihre gegenwärtige Lage verantwortlich."

Sie sah weg von ihm und schien krampfhaft nachzudenken.

„Nein!" sagte sie nach einiger Zeit. „Ich sehe keine Ursache, Sie zu beschuldigen. Ich bin sicher, daß Ihnen nie der Gedanke kam, mein Bruder könne Gewalt anwenden."

Deane runzelte die Stirne. In seinem innersten Herzen wußte er sehr gut, daß er davon nicht so überzeugt gewesen war! „Gut", sagte er, „lassen wir das. Jedenfalls bleiben meine Verpflichtungen Ihnen gegenüber. Sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann? Wie ich Ihnen helfen kann?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kehre zu meiner Arbeit zurück", sagte sie. „Ich brauche keine Hilfe."

„Ihre Arbeit?" wiederholte er.

Sie nickte leise seufzend. „Ich bin Maschinenschreiberin", sagte sie. „Sie wissen, was das bedeutet. Verkapptes Hungern, endlose Stunden, trübe Tage. Aber ich bin schon daran gewöhnt."

„Sie brauchen nicht länger Maschinenschreiberin zu bleiben, außer Sie wollen es", sagte er. „Ein Teil von dem, was ich Ihrem Bruder versprach, gehört Ihnen."

Sie schüttelte den Kopf. „Sprechen Sie nicht davon!" rief sie aus. „Ich hätte das Gefühl, daß es blutiges Geld wäre!"

„Lassen Sie wenigstens manchmal von sich hören", sagte er. „Lassen Sie mich nicht ganz Sie aus den Augen verlieren, solange Ihr Bruder Ihnen nicht helfen kann."

Sie zögerte. Dann erhob sie die Augen zu ihm. „Ich glaube nicht", sagte sie sanft, „daß Sie mir etwas sagen würden, das nicht wahr wäre."

„Ich glaube nicht, daß ich es täte", antwortete er.

„Dann sagen Sie mir folgendes", sagte sie, „aufrichtig. Als Sie meinem Bruder dieses Angebot machten, als Sie ihn zu Sinclair schickten, um mit ihm zu verhandeln, können Sie mir die Versicherung geben, daß es Ihnen gar nicht in den Sinn kam, daß er etwas Unbesonnenes tun könnte?"

Deane zögerte. Er war kein Mann von übertriebenen Skrupeln. Aber er haßte Lügen. Es schien ihm unmöglich, dem Mädchen ins Gesicht zu schauen und die Unwahrheit zu sprechen. „Ich bin nicht ganz sicher", antwortete er. „Im Unterbewußtsein hatte ich den Gedanken, daß Ihr Bruder verzweifelt ist und daß er mit jedem Mittel versuchen würde, das zu erlangen, was er wollte."

Sie wandte sich ab und ging den Bahnsteig hinunter. Der Zug war schon in der Station. Sie bestieg ein Abteil und setzte sich in die entfernteste Ecke. „Ich danke Ihnen", sagte sie. „Ich bin froh, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben. Bitte, möchten Sie jetzt nicht fortgehen?"

„Bedenken Sie", sagte Deane, „daß ich nichts anderes tat, als neunundneunzig Männer unter hundert an meiner Stelle getan haben würden. Ich wollte das Dokument haben, und Ihr Bruder bat mich gerade um ein derartiges Unternehmen."

Sie reichte ihm die Hand. „Gut", sagte sie. „Leben Sie wohl!"

Deane ging. Das Mädchen war natürlich eine kleine Närrin. Dennoch, als er sich umdrehte und den Rauch des entschwindenden Zuges sah und an sie in dem leeren Abteil dritter Klasse dachte, hatte er ein unbestimmtes Gefühl von Niedergeschlagenheit. Er ging mit schweren Schritten in das Dorf. Es war, als ob ein neuer Kummer in sein Leben getreten sei.

Kapitel XVII.

Eine neue Gefahr.

Deane wurde von einem Dienstmädchen, das sehr ländlich aussah und ihn die ganze Zeit mit unverhohlener Neugierde anstaunte, in ein Zimmer geführt, welches offenbar das Wohnzimmer der Familie Sarsby war, in dem sie sich des Morgens aufhielt. Mr. Sarsby saß in einem Lehnstuhl und las die „Times". Sobald er seinen Besucher erkannte, zeigte er eine gewisse Nervosität.

„Ah! Mr. Deane", sagte er und stand auf. „Wie geht es Ihnen, Mr. Deane?"

Sie schüttelten einander die Hand. Mr. Sarsby bot ihm weder Platz an, noch setzte er sich selbst.

„Ich bin gekommen", erklärte Deane, „um zu hören, was Ihre Nichte zu tun beschlossen hat."

„Sie hat beschlossen, sofort nach London zu reisen", antwortete Mr. Sarsby. „Es ist sehr unbequem für uns alle. Es tut mir sogar leid, daß Sie uns auf die Sache aufmerksam gemacht haben, besonders, da kein Vermögen vorhanden zu sein scheint."

Die Tür ging plötzlich auf, und Ruby Sinclair erschien. Ein Schatten lag über ihrem dunklen, schönen Gesicht.

„Mr. Deane, bitte mich zu entschuldigen", sagte Sarsby eilig und mit einer gewissen Steifheit, „ich muß die „Times" zurückgeben."

Er verließ das Zimmer. Deane sah ihm erstaunt nach.

„Was ist mit Ihrem Onkel los?" fragte er das junge Mädchen.

„Er hat gerade erfahren", antwortete sie, „daß eine junge Dame, die von irgendwoher kam, die vergangene Nacht im Turm verbracht hat."

Deane sah sie bestürzt an. „Und was geht ihn das an?" fragte er.

„Das weiß ich nicht", sagte sie brüsk. „Aber gewöhnlich empfangen Herren nicht Besuche junger Damen, wenn sie allein sind — jedenfalls nicht über Nacht."

Deane lachte. „Die junge Dame, um die es sich handelt", sagte er, „kam, um mit mir über eine sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen. Wenn Sie etwas von dem Gewitter letzte Nacht gehört haben, so werden Sie verstehen, daß es unmöglich gewesen wäre, den Weg vom Turm ins Dorf zu finden, nachdem die Flut gekommen war."

Das Mädchen nickte zustimmend. „Das geht mich nichts an", sagte sie. „Ich bin froh, daß Sie gekommen sind. Ich will Sie etwas fragen. Wer ist dieser Rowan, der meinen Onkel getötet hat?"

Deane schüttelte langsam den Kopf. „Niemand weiß viel von ihm", sagte er. „Sie waren in Südafrika zusammen. Vielleicht stammt ihr Streit, wenn sie einen miteinander hatten, aus jener Zeit."

„Es steht heute morgen in den „Times", daß er begnadigt wurde?" fragte sie ungestüm. „Warum hängen sie ihn nicht auf?"

„Weil sie zu dem Beschluß kamen", antwortete er, „daß ein Kampf stattgefunden hatte und daß es kein vorbedachter Mord gewesen sei."

„Sie hätten ihn aufhängen sollen", erklärte sie. „Es war brutal — entsetzlich!"

„Sie fahren nach London, nicht wahr?" fragte er ruhig.

Ihr Augen blitzten. „Ja!" antwortete sie. „Ich fahre. Ich fürchte, es ist bereits zu spät. In allen Zeitungen steht, daß mein Onkel kein Vermögen hat. Er ist beraubt worden, ich bin überzeugt davon. Er schrieb mir in seinem Brief, daß er viel Geld haben würde. Er hätte mir so etwas nicht geschrieben, wenn es nicht wahr gewesen wäre."

„Sie werden es schon herausfinden", antwortete Deane etwas kühl.

„Das werde ich herausfinden", erklärte Ruby. „Ich werde zu einem guten Rechtsanwalt gehen. Er schrieb in dem Sinne, als würde er etwas besitzen, was viel Geld wert wäre. Wenn ich an Ort und Stelle bin, werde ich auf alles kommen."

„Dieser Rowan wurde gleich am Tatplatz verhaftet", erinnerte sie Deane. „Es blieb ihm keine Zeit, etwas zu verstecken, und das Zimmer wurde von der Polizei versperrt."

„Das ist mir ganz gleichgültig", antwortete sie. „Oh! Können Sie nicht verstehen, was dies alles für mich bedeutet?" rief sie aus und sprang vom Sessel auf. „Ich bin hier vor Sehnsucht nach dem Leben verhungert", schrie sie auf. „Ich war nicht dazu geschaffen, in so einem Ort zu leben — eine solche Existenz zu führen; das ist nicht gerecht. Andere Mädchen haben Kleider und Schmuck und Männer, die sie bewundern und gehen ins Theater und sehen etwas von der Welt. Warum ich nicht? Aber ich werde es haben! Ich gehe nach London, um herauszubekommen, aus welchem Grunde dieser Mann meinen Onkel ermordet hat, und ich habe die Absicht, nie mehr hierher zurückzukehren."

Das Mädchen meinte es offenbar ernst. Ihr Busen wogte, ihre Augen leuchteten. Deane bemerkte den entschlossenen Zug um ihren Mund, die Entschiedenheit ihrer Rede und war sich einer neuen Gefahr bewußt. Das war kein Mädchen, dem man etwas vortäuschen konnte. Alles, was sie gesagt hatte, war ihr bitterernst.

„Also", sagte Deane schließlich, indem er aufstand, als wollte er fortgehen, „ich hoffe, daß Sie schließlich herausfinden werden, daß Ihr Onkel Vermögen besaß."

„Warum wollen Sie mir nicht helfen?" fragte sie plötzlich. „Sie könnten es, wenn Sie wollten."

„Könnte ich?" antwortete er. „Ich zweifle."

„Natürlich könnten Sie", erklärte sie und kam näher an ihn heran. „Ich erscheine Ihnen wohl als ein sehr unzufriedenes Geschöpf, aber Sie haben nicht so viele Jahre wie ich hier wie in einem Gefängnis gelebt. Ich glaube, ich gehöre zu den Leuten, die sich mit etwas Vermögen sehr zum Vorteil verwandeln würden", fügte sie lächelnd hinzu. „Warum wollen Sie mir nicht helfen?"

„Meinen Sie, daß ich nach London fahre und das Hab und Gut Ihres Onkels durchsuche?" fragte Deane ruhig. „Wenn Sie mir einen Brief geben würden, glaube ich, daß mir dies gelingen würde."

„Kommen Sie doch mit mir", bat sie. „Ich habe die Absicht, alles selber zu tun, aber es gibt viele kleine Dinge, bei denen ich mich nicht auskenne. Wenn Sie mit mir kommen, verspreche ich Ihnen", fügte sie hinzu, ihm in die Augen blickend, „daß ich nicht undankbar sein werde."

„Wann fahren Sie?" fragte er.

„Montag früh", war die Antwort.

Deane ging an das Fenster und blickte einen Augenblick auf die wild wachsenden Dorfblumen hinaus. In ein oder zwei Tagen könnte dieses Mädchen, wenn sie auf ihrem Standpunkte beharrte oder wenn sie gut beraten wäre, Verderben über ihn bringen. Ein Bündnis mit ihr war das Beste, was er tun konnte. Dennoch fühlte er eine gewisse Abneigung dagegen, ihr Anerbieten anzunehmen. Wenn sie ihre Macht entdeckte, würde sie hart kämpfen — das wußte er genau. Wenn sie es nicht entdeckte —

Er wandte sich zu ihr und blickte sie an. „Ja", sagte er, „ich werde Ihnen helfen, falls ich es kann. Wir werden Montag früh zusammen nach London fahren."

Ein sonderbarer Ausdruck kam in ihr Gesicht. Sie zog ihn aus dem Zimmer heraus. „Kommen Sie", sagte sie, „ich fordere Sie nicht auf, zum Tee zu bleiben, weil meine Tante Sie für einen höchst unschicklichen Menschen hält. Ich werde Sie den Strand entlang zurückbegleiten. Ich will, daß Sie mir sagen, was Sie darüber denken, und ich will Ihnen den Brief zeigen, den ich von meinem Onkel erhalten habe . . ." Sie las ihm den Brief vor, während sie neben ihm schritt. Die Luft war besonders würzig. Der Wind war seit dem Morgen kälter geworden. Sie ging weiter, unbekümmert um ihr verwirrtes Haar.

„Sehen Sie", sagte sie, „er schreibt genau wie jemand, der Geld hat oder welches erwartet. Hören Sie! „Ich habe drüben nicht viel erreicht, aber ich habe etwas hereingebracht, das auf irgend eine Weise ein Vermögen bedeuten wird. Ich nehme an, du hast genug von deinem Landleben und wirst keinen Anstoß daran nehmen, zu mir zu kommen und es mit mir zu teilen. Ich bin ein derber Geselle und habe verschiedene Laster, von denen dein verehrter Onkel Sarsby weiß, aber ich nehme an, es wird dir besser bei mir gehen als bei diesem ernsten, alten eingebildeten Fant. Ich möchte gerne alles für dich tun, was in meiner Macht steht, obwohl wir uns kaum kennen, aber deine Mutter war die beste Schwester, die ein Mann je gehabt hat, und ihretwegen betrachte ich dich als die einzige Verwandte, um die es sich lohnt." Sie sah begierig zu ihm auf. „Jetzt sagen Sie mir", fragte sie, „würde er so schreiben, wenn er nicht etwas gehabt hätte — Schmuck oder Güter oder irgend etwas dieser Art, von dem er wußte, daß es ihm Geld einbringen würde?"

„Es klingt nicht so", gab Deane zu.

Sie steckte den Brief wieder in die Tasche. „Sie werden mir helfen", sagte sie mit Augen voller Erwartung. „Wir werden seine Papiere genau durchsuchen. Wir werden schon herausfinden, was er meinte. Oh! Es ist angenehm, zu denken, daß ich nur mehr ein paar Tage in dieser gräßlichen Wildnis zu verbringen habe!"

„Sie können enttäuscht werden", erinnerte er sie.

„Niemals!" war die Antwort. „Mein Onkel war kein Narr. Was er besaß, werde ich entdecken."

„Sie können enttäuscht werden", fuhr er fort, „in bezug auf die Dinge, die Reichtum Ihnen bietet. Das Leben kann Ihnen in der Stadt nicht um so vieles herrlicher erscheinen, als hier in der Wildnis."

„Glauben Sie nur das nicht!" rief sie verächtlich aus. „Ich bin nicht von der Art. Ich bin keine Künstlerin, die hier tagelang herumsitzen und mit ihrer Malschachtel herumtändeln oder den Sonnenuntergang oder einen wilden Lavendelstrauch ansehen kann. Ich liebe herrliche Orte und herrliche Gegenstände, aber ich hasse Unpersönliches. Ich will die Berührung kostbarer Spitzen und Pelze und feiner Wäsche, ausgewählte Speisen essen, Musik hören, reiten, wenn ich es will, schlafen, wenn ich es will, Freunde haben, die mich bewundern, Männer, mit denen es wert ist zu

sprechen, die anders sind, wie diese dummen Bauern hier herum. Ich glaube, es liegt mir im Blut", fügte sie lachend hinzu. „Fade Limonade lockt mich nicht. Mich verlangt nach großen Dingen."

„Wissen Sie, was große Dinge sind?" fragte er.

„Wenn ich mich durchgesetzt habe, wie ich es beabsichtige, dann werde ich es wissen", antwortete sie. „Hier könnte man leben, bis man graue Haare hat und verblüht ist, leben — wenn Sie das leben nennen — und nie über die Mauer schauen. Wenn ich einmal soweit bin, daß ich über die Mauer schauen kann, dann werde ich Ihnen sagen, falls es Sie noch interessiert, was für mich die großen Dinge des Lebens sind."

(Fortsetzung folgt.)

Dragu.

Skizze von **Richard Rießner.**

Seine Eltern waren rumänische Wölfe; er selbst hatte etwas von der peinlichen Unterwürfigkeit des Haustieres. Um aber Haustier zu sein, fehlte ihm wiederum der endgültige, freiwillige Verzicht auf Raub und Mord. Ich nannte ihn abwechselnd Dracu und Dragule. Dracu ist eine willkürliche Kürzung des rumänischen Dracule, zu deutsch: Teufel; Dragule aber heißt: Der Liebling. Beides war er für mich und vielleicht auch für andere, und weil er es in ungebrochener, ererbter Schlauheit war, darum liebte ich ihn.

Es ist lange her, da verwaltete ich mit meiner Frau ein kleines Landgut in der Walachei, einsam am Südhange der Karpathen liegend und wohl gute drei Fahrtstunden von der nächsten Stadt entfernt. Mein einziger Nachbar war ein deutscher Bauer, der für geringe Pacht einen prächtigen Gutshof mit wenigen Knechten musterhaft bewirtschaftete, der aber die merkwürdige Schrulle hatte, daß er sich von Wölfen verfolgt glaubte. Vor Jahren war an einem Wintermorgen plötzlich sein dreijähriges Söhnchen verschwunden. Der Vater ließ sich den Verdacht, für den er zwar keine Gründe anführen konnte, nicht ausreden, ein Wolf habe sein einziges Kind getötet. Kurz darauf starb aus Kummer seine Frau. Wäre das eine nicht geschehen, so das andere nicht gefolgt, schloß er: die Wölfe waren schuld und deshalb fürchtete und haßte er sie. Einmal fragte er mich, ob ich wisse, daß bei jedem Wurfe der Wölfin ein Junges sei, das Hundeart habe? Die Wölfin forsche sogleich nach diesem, führe ihre Jungen zur Tränke und achte darauf, welches von ihnen das Wasser nicht wie ein richtiger Wolf saufe, sondern es löffle wie ein Hund. Den „Hund" beiße sie auf der Stelle tot; bliebe er am Leben, so würde er, wenn er stark geworden, seine Brüder und Schwestern zerreißen und auffressen.

Eines Tages im Mai kam der Bauer zu mir und sagte, er habe ein Wolfsnest aufgestöbert, ob ich mit dabei sein wolle, wenn er es aushebe? Ich ging mit ihm. Es war nicht weit von den Gütern. Sechs junge Wölfe lagen verknäuelt in einer Grube und schliefen, die Alten waren fort. Der Bauer schwang die tötende Axt über den Jungen, ich hielt ihn zurück: „Erst die Probe, ob das stimmt, was Sie mir einmal erzählt haben!" Wir steckten die Jungen in zwei Säcke und trugen sie auf mein Gut. Dort schüttete ich in eine Futterrinne Wasser mit Milch und setzte sie den jungen Wölfen vor die Nasen. Während fünf die gewässerte Milch still wie Kälber in sich sogen, lappte sie der sechste und stärkste von allen wie ein Hund. Ich nahm ihn zu mir; daß ihm die Gefangenschaft nicht zu langweilig werde, gab ich ihm einen seiner Brüder mit.

Als ich ein paar Wochen später eines Morgens nach der Hütte sah, an die ich die Wölfe angekettet hatte, war nur noch einer lebend: der „Hund". Der Wolf lag zerrissen neben ihm. „Dracule!" fluchte ich, und der Fluch ward fortan sein Name.

Dracu verstand sich bald auf demütiges Schmeicheln, so daß ich ihn manchmal von der Kette löste, ihn auf kleinen Gängen mitnahm, und weil er mir willig auf Ruf und Pfiff gehorchte, ließ ich ihn schließlich ganz frei im Hofe laufen. Trat ich aus dem Hause, stürzte er wedelnd heran und schmiegte seinen struppigen Kopf an mein Knie, als wollte er sagen: sieh her, wie ich mir Mühe gebe, ein gutmütiges Haustier zu sein!

Als ich eines Morgens in die Küche kam, lag der Fleischtopf am Boden. Dracu hatte ihn, da er mit seiner Schnauze nicht in das sich oben verengende Gefäß fahren konnte, umgeworfen, das Fleisch herausgeschüttet und es aufgefressen. Er bekam Schläge. Ohne Laut zu geben, nahm er sie hin und seine Augen schienen wie die eines Kindes zu versprechen: ich will es gewiß nicht mehr tun! Aber es hätte wohl besser heißen sollen: ich will mich gewiß nicht mehr erwischen lassen! Denn zwei Tage später war das Fleisch wieder fort. Dracu aber war schlau genug gewesen, das umgeworfene Gefäß wieder aufzurichten und keine Spuren zurückzulassen.

Ein paar Wochen später war beim Nachbarn eine Gans gestohlen worden. Die Federn davon fand ich im Hofe und in der Hütte Dracus. Wieder bekam er Schläge. Ich will es mir merken! sagte sein Blick. An diesem Abend kroch er früher als sonst in seine Hütte, daß sich jedermann von seiner Friedlichkeit überzeugen mochte. Nachts kontrollierte ich Dracu. Er war fort. Und als ich am Morgen wieder zur Hütte kam, lag er in derselben Stellung, wie er sich abends vorher aufs Stroh gelegt hatte. Kein Federchen war zu sehen, keins in der Hütte, keins im Hofe; aber aus dem Stalle des Nachbarn war wieder eine Gans verschwunden.

Nun band ich Dracu an die Hütte fest. Da wandte er sich mit seiner ganzen Schmeichelkunst an meine Frau. Mit Erfolg. Weil es kälter geworden war, auch nachts schon ein paarmal Wölfe bis vor das Haus gekommen waren, hatte ich nichts dagegen, daß Dracu wieder freigelassen wurde.

Eines Wintertages, der Schnee lag hoch, mußte ich mit dem Wagen zur Stadt. Ich versprach, vor Eintritt der Dunkelheit wieder zurück zu sein. Auf dem Heimweg aber, eine knappe Stunde vor dem Ziel, verlor mein Wagen ein Rad. Die Nacht kam und ich hatte den Schaden noch nicht gutmachen können. Schließlich blieb mir nichts anderes zu tun übrig, als den Wagen stehen zu lassen und das notwendigste Gepäck auf das Pferd zu laden. Plötzlich stand Dracu vor mir. Wie aus einer Erdspalte geschlüpft. „Dragule!" sagte ich zu ihm, „du hast dich im rechten Augenblick als Bote bei mir eingestellt". Daß meine Frau sich ob meines Ausbleibens nicht sorge, knüpfte ich in mein Taschentuch einen Zettel, auf den ich ein paar Zeilen geschrieben hatte, schob das Taschentuch in Dragules Maul und erklärte ihm mit Worten und Gebärden, die Post so schnell als möglich nach Hause zu bringen. Er schien zu verstehen, denn im nächsten Augenblick war er verschwunden. Nun rüstete ich das Gepäck in Ruhe zurecht, drehte vom Wagen auch noch die anderen Räder und vergrub alles im Schnee. Dann machte ich mich mit meinem Schimmel auf den Heimweg. Zu Hause fand ich meine Frau in größter Bestürzung. Sie glaubte mich, wenn nicht tot, so doch in Todesgefahr. Und warum? Dracu hatte das Taschentuch überbracht, ohne den Zettel und tropfend von Blut. Er hatte unterwegs gejagt.

Im Frühjahr kam große Gesellschaft zu mir. Schwäbische Freunde, die ihre Landsleute in den deutschen Kolonien Beßarabiens besuchten, waren auf der Durchreise bei mir vorübergekommen. Dracu war die Freude aller Gäste. Er zeigte auf Wunsch sein zackiges Gebiß und den roten Rachen, und jemand legte ihm ein Stückchen Zucker auf die Zunge. Dracu spie es aus. „Du sollst den Zucker fressen!" befahl ich. Gehorsam leckte er das Würfelchen auf, behielt es im Maul, schluckte es aber nicht. Er schmeichelte, aber sein Kiefer rührte sich nicht. Ich drohte. Er saß wie aus Stein. War es denn so entwürdigend für ihn, Zucker zu fressen? Plötzlich kollerten aus den Augen des Tieres Tränen. Er weinte, wie ein Mensch weint.

Im Herbst hatte mein Nachbar, der Dracu in letzter Zeit freundlicher gesinnt war, Ernte. In seinem Hofe stand eine kleine Kukuruzmühle, die die Maiskörner von den Kolben löste. Für alles Federvieh war das ein großes Fest. Dracu stand erst eine Weile still vor der Mühle, dann legte er sich zu Füßen des Knechtes, der die Mühle drehte, und schlief ein. Er schien so fest zu schlafen, daß nicht ein einmal die Hühner ihn weckten, die lärmend und ganz nahe bei ihm, sich um die aus dem Trichter springenden Körner rauften. Einmal ging der Knecht in die Scheune, der

Bauer hatte ihn gerufen. Da hatte Dracu schon ein Huhn, das ihm vor die Schnauze gekommen war, mit sicherem, lautlosem Biß und entwischte mit seiner Beute über den mannshohen Zaun.

Nun wurde endgültig beschlossen, Dracu dauernd an die Kette zu legen. Da er Furcht hatte vor der Strafe wegen des gestohlenen Huhns, blieb er den ganzen Tag vom Hofe fern. Gut! Mochte ihm diese Nacht noch in Freiheit gehören, am nächsten Morgen, wenn er wiederkäme, würde ich ihn unwiderruflich an die Hütte ketten. Doch es sollte nicht mehr dazu kommen. In jener Nacht wurden wir plötzlich von einem durchdringenden Geheul, wie es Wölfe im strengen Winter ausstoßen, geweckt. Vor der Tür lag Dracu. Als wir öffneten, stützte er sich auf die Vorderfüße, mühsam straffte er die Hinterbeine; sie schlotterten vor Schmerz. Von seinen Lenden tropfte Blut. Nach ein paar Schritten brach er wieder zusammen. Jemand hatte ihn angeschossen.

„Dragule!" sagte ich zu ihm. Er spitzte die Ohren und sah auf. Sein Blick hatte schon die Fragwürdigkeit des Todes; er wedelte noch matt mit dem Schweife, obwohl es ihm sehr weh tun mußte. Dann legte er sich auf die Seite. „Dragule!" Noch einmal rückte er den Kopf hoch, schaute mich an, seine Pupillen waren groß und in seinem Blick war etwas, das von mir verlangte, zu mißbilligen, daß ein Wesen, weil es aus bluthaftem Zwange, sozusagen geheiligt von der Natur, handelt und dabei gegen die Ordnung menschlicher Gesetze verstößt, mit dem Tode bestraft werden darf.

Ich streichelte zum Zeichen meines innigen Einverständnisses mit ihm sanft seinen Scheitel.

Dracu-Dragule aber war schon tot.

Ruhm.

Satire von **André Poltzer.**

Der Schauspieler Dalberty stand zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seines Ruhmes. Es war kein schreiender, welterschütternder Ruhm: Magazine brachten nicht sein ganzseitiges Bildnis, auch baten ihn keine Filmgesellschaften um die Übernahme einer tragenden Rolle. Die Berühmtheit Dalbertys reichte nur bis zur nächsten größeren Stadt, war auf eine halbe Spalte der lokalen Presse beschränkt. Dies hinderte den Schauspieler nicht in seiner Überzeugung, ein gottbegnadeter Künstler zu sein. Und das — auf annähernd dreitausend Seelen geschätzte — Publikum des kleinen Stadttheaters bestätigte es ihm immer wieder.

Auch an diesem Abend, als nach dem ersten Akt der Vorhang gefallen war, rief derber Applaus kräftiger Hände den Liebling immer erneut hervor. Der Saal war schon längst hell geworden, ohne daß dies der Begeisterung Schranken setzte. Dalberty verneigte sich zum zwölften Male vor dem tobenden Publikum, als sein Blick plötzlich auf einem Zuschauer der ersten Parkettreihen haften blieb. Der Schauspieler erkannte ihn sofort. Er hatte diesen wuchtigen, runden Schädel zu oft in den Bildern der Zeitungen und auf der Kinoleinwand gesehen, um sich irren zu können: Es war der berühmte Konnings, unbestritten einer der größten Mimen der Gegenwart.

Auf die Bühne zurückgekehrt, teilte Dalberty erregt seinen Kollegen seine Wahrnehmung mit. Neugierig drängten sich die Akteure an den Vorhang und lugten in den Zuschauerraum hinaus. Alle erkannten den großen Mann.

Als im folgenden Akt Dalberty die Bühne betrat, suchten seine Blicke sofort den berühmten Kollegen. Konnings saß auf seinem Platz. Dalberty gewahrte bald, daß jener nur ihn beobachtete. Er spielte, angefeuert von Konnings Blicken, wie vielleicht noch nie in seinem Leben. Das Publikum raste, dreimal erhielt Dalberty auf offener Bühne Beifall.

Nach Schluß mußte sich Dalberty unzählige Male vor den Zuschauern verneigen. Es war der größte Triumph seiner Laufbahn, der seine Krönung erhielt, als man ihm eine Visitenkarte brachte: Der berühmte Kollege lud ihn zum Abendessen ein.

Hastig, doch mit außergewöhnlicher Sorgfalt, kleidete Dalberty sich in seiner bescheidenen Garderobe um und eilte auf die Straße hinaus. Konnings Auto wartete vor dem Bühneneingang. Der Künstler saß selber am Steuer und beglückwünschte Dalberty warm zu seinem großen Erfolg. Geschmeidig und lautlos rollte der mächtige Wagen durch die winkeligen Gassen und hielt vor der „Krone", wo ein weißgedeckter, mit Blumen geschmückter Tisch wartete.

Der Abend verlief traumhaft. Der große Künstler war ein entzückender Mensch und behandelte den Kollegen von der Provinzbühne wie seinen besten Freund. Als auch die zweite Flasche Sekt ausgetrunken und die Stimmung schon gehoben war, bat er Dalberty, etwas zu rezitieren.

Nach anfänglichem Zögern willigte Dalberty ein. Mit großem Schwung und breiten Gesten deklamierte er lange Monologe. Konnings war ein dankbarer Zuhörer: Sein Blick wich nicht von Dalberty, dessen Mimik seine Augen gleich optischen Linsen verschlangen. Erst spät nachts trennten sich die beiden.

Während Konnings gleich die Rückfahrt nach der Hauptstadt antrat, kehrte Dalberty glückstrunken heim und träumte diese Nacht von Weltruhm und Reichtum.

Am folgenden Tage brachte der Stadtanzeiger einen Bericht über den unerwarteten Besuch des großen Künstlers. „Wie wir aus sicherer Quelle erfahren", schloß der Artikel, „weilte der weltberühmte Mime zwecks Studien zu seinem neuen Tonfilm „Der einsame Weg" in unseren Mauern."

Auch Dalberty las diese Zeilen, und bald wußte es jedermann, daß der große Konnings die Stadt nur aufgesucht hatte, um den Kollegen spielen zu sehen. Als Dalberty später brieflich um eine Karte zur Uraufführung des Filmes bat, erhielt er merkwürdigerweise kein Antwort. Er ließ sich also die Karte durch einen Freund beschaffen und reiste zur Premiere nach der Hauptstadt, wo er auch Konnings aufsuchen wollte, damit dieser ihn bei einigen Theaterdirektoren einführe.

Dalberty betrat erwartungsvoll das Foyer des großen Lichtspieltheaters. Es war noch reichlich früh. Als er sich den ausgehängten Bildern näherte, erblickte er plötzlich zu seiner Überraschung sein eigenes Bild. Erst bei genauerer Betrachtung gewahrte er, daß es Konnings war, der in seiner, Dalbertys Maske, die Hauptperson des Filmes darstellte. Der erstaunte Besucher öffnete das Programm, das er soeben erworben hatte, um nach dem Personenverzeichnis zu sehen.

Und da geschah etwas Sonderbares: Dalberty erblaßte, zerknüllte krampfhaft das Heft und rannte wie besessen hinaus. Erst in der vierten Straße hielt er einen Wagen an und ließ sich zum Bahnhof bringen. Zerstört saß er im Zuge, der nach der Heimatstadt fuhr. Viele Stunden vergingen, ehe der Verstörte es wagte, in die Tasche zu greifen und das arg zerknüllte Programmheft herauszuholen. Er glättete es; scheu suchten seine Blicke die Stelle, wo unter den Personen des Filmes an erster Stelle mit fetten Buchstaben stand: „Der Schmierenschauspieler Odil . . . E. Konnings."

Lustige Rundschau

* **Die Abkühlung.** Junges Mädchen (geistreichelnd): „Wie herrlich ist es in der neuerwachten Natur. Wenn ich diese wundervolle Eiche verstehen könnte, was würde sie mir wohl sagen?"

Herr: „Wahrscheinlich dies: mein liebes Fräulein, entschuldigen Sie vielmals, aber ich bin eine Buche."

*

* **Heimkehr.** Trott trifft Tell.

Tell staunt:

„Nanu? Unfall gehabt? Hand verbunden?"

Trott stöhnt:

„Ach, gestern — wie ich gegen drei Uhr aus der Beri-Bar heimgehe — tritt mir doch einer auf die Hand . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.